Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 1

Artikel: Alamannen und Alemannen
Autor: Heyck, Eduard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155735

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

war nicht zu erwarten. Gerne nahm er zu politischen und militärischen Tagesfragen Stellung. Den guten Kenner des alten kaiserlichen Deutschland verlangte es, das neue republikanische kennen zu lernen. Er scheute nicht, noch in den Wirren des Jahres 1919 seinen Schritt nach Berlin zu lenken und dort als einsamer Pilger das neue Reich sich anzusehen. Besonders imponierten ihm dabei zwei zum Teil wesensverwandte Gestalten: Noske und Seeckt.

In seinem schönen Heim am Zürichsee verlebte er inmitten einer großen Familie seine letzten Jahre, ähnlich seinem Vater ein gastfreies Haus führend, oder hie und da mal in Zürich im Freundeskreis seiner einzigen Leidenschaft, einem guteidgenössischen Züribieter Jaß fröhnend. Die geistige Tradition in der Familie half im getreu seine Frau Clara, geb. Gräfin v. Bismarck, führen, wobei einmal festgestellt werden mag, daß Frau Wille ein Sproß aus der württembergischen Linie derer von Bismarck ist und daß einer ihrer Vorfahren im Rheinbund unter Napoleon gedient hat.

* * *

Wille kann als Reformator der Erziehung und Ausbildung unseres Wehrwesens gelten. Daß dieses zu der achtunggebietenden Stellung von 1914 gelangen konnte, war mit sein Werk. Mag es in bösen und guten Zeiten unserm Heere und unserm Volke nie an Männern fehlen, die so aufrecht, furchtlos und treu zu ihrer Meinung stehen dürfen, wie er, als der besten Eidgenossen einer, es jederzeit getan hat.

Alamannen und Alemannen.

Von **Eduard Heyck**, Ermatingen.

Die Überschrift sollte fast lauten: Alemannen oder Alamannen? Indessen es muß kein Entweder-Oder sein. Alemannen ist nicht notwendig falsch. Es war nur in dieser Form niemals ein richtig lebendiger und volksgebrauchter Name.

Meyer von Knonau, Dierauer und durchweg die guten Historiker schreiben Alamannen. Bei den wissenschaftlichen Prähistorikern hat die Schreibart ebenfalls gesiegt. So wurde im vorigen Jahr (1924) von Dr. W. Veeck „Der Alamannenfriedhof von Oberflacht" fachmännisch beschrieben (Veröffentlichungen des Württemb. Landesamts für Denkmalpflege, Heft 2). Die genannte Fundstätte am Fuß des Hohenlupfen auf der Baar ist das dörfliche Pompeji oder Tell el Amarna aus der letzten Heidenzeit der Alamannen. Der Boden dort ist zwar nicht so zart, wie der des regenlosen Ägyptens, aber doch ungewöhnlich schonend mit Schuhen und Kleidern umgegangen und was sonst die Toten zum Seelengeleit mitnehmen sollten, auch mit „Leyer und Schwert" aus den Häusern der Baar, während in der Regel vom Musischen die Gräber schweigen. Das — schon früher uns bekannte — rote Haar einer dieser

Frauenleichen, die auch ihr Lederkäppchen noch bei sich hatte, ist verführerisch genug, es hier noch wieder im späteren Zusammenhang zu streifen.

Die Form alemannisch wird von dem größeren Teil der Literarhistoriker und Germanisten gebraucht. Es verpflichtet ja auch sie nicht, daß vom dritten bis ins elfte Jahrhundert die Quellen ausschließlich nur „Alamannen" kannten. Danach, im elften, zwölften Jahrhundert, erlag das zweite a infolge seiner Nichtbetonung; ein e tat es in der Schreibung auch. — Hebels „Allemannische Gedichte" und die Germanistik sind Altersgeschwister, aus den gleichen Zeitrichtungen geboren wie die wandernde, dichtende, sammelnde Heimat- und Wunderhornromantik. Sie haben dem Begriff alemannisch ein erneuerndes Leben gegeben, welches er viele Jahrhunderte nicht mehr gehabt hatte. Die Germanistik sah doch beizeiten, daß man nicht allemannisch sagen dürfe, und ihr folgend schreibt die gebildete Öffentlichkeit gleichfalls alemannisch. Seither hat die Fachgermanistik ihre Geleise und Rangierbahnhöfe großerweiternd ausgebaut. Ihren Ethnographen liegt es durch deren Hantierung näher, das Wort mit ala- zu schreiben. Ebenso den Rechtshistorikern. Sprachphilologen und Fachmythologen mit ihren kostbaren Güterzügen halten die alemannische Seite inne, wobei sie nichtsdestoweniger die richtige Abkunft des Namens von alah je nach Gelegenheit berühren.

Dann ist noch die amtliche deutsche sogenannte Rechtschreibung, mit ihrer die Schweiz einschließenden „Gültigkeit". Bei ihr ist Alemannen und Allemannen richtig, Alamannen aber unbekannt. Dies hat nun für den einsamen Historicus die Folge, daß er in Norddeutschland mit der Duden-gläubigen Druckerei jeweils einen kleinen Korrekturkrieg zu führen hat, um alamannisch schreiben zu dürfen. Und wenn er mit einschmeichelnden Randbemerkungen ihn am Ende gewonnen hat, kommt noch der Dolchstoß von hinten, von der wohlgesinnten „Schriftleitung", die in letzter Minute den Lapsus entdeckt und ihn in ale- oder allemannisch glücklich noch berichtigt. —

Was es mit dem Namen Alamannen auf sich hat, ist seit 1876 entscheidend durch F. L. Baumann geklärt worden, der als gebürtiger Oberschwabe Archivvorstand in Donaueschingen, später in München war, in der Schweiz auch Ehrenmitglied der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft. Indessen wird selten durch die kritisch strenge Forschung endgültig jene Etymologie gestillt, die eine Leidenschaft ist, welche mit Eifer sucht, was Verwirrung schafft. Sie kann dabei, wie bei Herm. Brunnhofer, ausgerüstet sein mit Vielkenntnis, Belesenheit und Fleiß, die fast so erstaunlich sind, wie die daraus hervorgehenden Schnellfertigkeiten und phantasievollen Schlüsse. Wer je Karl May gelesen, muß sich durch diese Art an ihn erinnert finden. Nach Brunnhofer wäre Alamannen eine westgermanische Eindeutschung des fremden Namens der Alanen. Hierbei ist sehr vieles nicht bedacht, schon nicht, daß die alanischen Abkömmlinge der Skythen aus ihren Sitzen zwischen Kaukasus und Don erst durch den Hunnenstoß losgerissen wurden, während

die Alamannen weit früher den Mitgermanen und Römern bekannt waren.

Im 9. Jahrhundert gab es so eine Dilettanten-Etymologie: **Altimanni!** Sie bedürfte auch heute, um Manchen glatt einzuleuchten, wohl nur der erneuernden Retouche: daß die Stifter der Alamannen den Wunsch gehabt hätten, Oberdeutsche, Hochdeutsche zu werden (und dies lateinisch auszudrücken).

Die einleuchtendste Ableitung aber hat schon im dritten Jahrhundert ein Römer aufgestellt, der ein geübter Sprachenfex war, Asinius Quadratus. Er erklärte **Alamanni** für allerlei Leute: „zusammengelaufene (noch plastischer: „zusammengespülte") und gemischte Leute". Die Stelle ist nur mittelbar überliefert, durch Zitat des Spätgriechen Agathias. Darin steht **anthropoi**, Leute; das ist tatsächlich — um dem Quadratus so viel wie möglich vorzugeben — die genaueste Übersetzung von **manni**. Denn das germanische alte mann bezeichnete den und die Menschen; Mensch, menniskо, selber ist substantiviertes Adjektiv aus mann. Der maskuline Mann hieß im alten Germanischen wer, war (daher „Wergeld"), urverwandt lateinischem **vir**, altindischem **vira**, Held, wo das persönlich-Männliche am wenigsten verschabt ist. Germanisch für den Einzelnen gibt es den belegten Eigennamen Alahwar. Alamannen dagegen waren sie mit Kind und Kegel, Weib und Familie, das gesamte und richtige Volkswesen. — Jene Alle-mannen-Deutung durch den ominösen Asinius Quadratus war bereits vor Baumann abgewiesen und erledigt. Nun hat diese römische Leuchte ganz jüngst ein Berliner Altphilologe, Eduard Norden, in seinem Buche zur Germania des Tacitus von neuem angezündet oder mindestens ihr mit Zuneigung den Docht geputzt. Indessen, man kommt mit den antiken oder lateinischen Schriftstellern der Frage überhaupt nicht methodisch richtig bei. Auch durch keine sprachlich allenfalls gangbare Nebentür. Die Entscheidung hängt nicht am Fädchen einer lautgrammatisch zur Not wohl möglichen Etymologie. Sondern sie liegt in dem vollgültigen Material germanisch-heimischer Denkart und Geschichtlichkeit, das wir gut genau kennen. Da widerstreiten zunächst einmal die zahlreichen und ansehnlichen Personennamen mit Ala- einer etymologischen Deutung aus „allerlei". Welcher Vater gäbe seinem Kinde einen so gemeinten Namen! Auch keine Volksgemeinschaft läßt sich das gefallen. Gemischt und losgespült waren die Scharen markomannischer und anderer Sweben, die mit Alanen und Wandalern bis nach Spanien gerieten und dort in Galäcien, mit hasdingischen Wandalern durchsetzt, von 411 bis 584 ein swebisches Königreich hatten (mit Einkönigtum, welches dem Condottierentum der zusammengewürfelten Wandermasse entstammte). Das sind irreguläre Verhältnisse, gegenüber der konservativen Bedächtigkeit und Stetigkeit in der alamannischen Verbündung, worauf noch zurückzukommen ist. Doch noch so nannten jene entwurzelten Fernwanderer in Spanien sich Sweben, wurden als solche anerkannt, und auch ihr Königreich. Was Swebe und Schwabe sein konnte, nannte sich nicht All-Leute, und wurde auch nicht so geheißen.

Alamannen heißt Leute oder Volk des Heiligtums. Alah ist in dieser sakralen Bedeutung ein germanisches Urwort, auch den Altsachsen, nebst Angelsachsen, wohl bekannt und den Gotenvölkern.

Zu Tacitus' Ohren, der noch keine Alamannen kennen konnte, ist das Wort alah aus dem heutigen Ostdeutschland gedrungen. Es eignete sich vorzüglich zur Verwendung in vornehmeren Namen, was kein bloß naheliegender Sinnschluß ist, sondern diese Namen bezeugen es persönlich. Zitiert seien nur die gotischen Könige Alarich; bei den Alamannen selber der Stammvater des ältesten Herzogsgeschlechtes, Alaholf; am Hofe Karls des Großen der angelsächsisch wohlgeborene Alhwin aus York, aus dem die Lateinschreibung graphisch einen Alcuinus machte. Weiblich treffen wir Alahtrut, Alahmunda, Alamunda u. a. m. Um welches Heiligtum es sich bei den Alamannen handelte und wo es stand, wird am Schluß dieser Ausführungen hervortreten; Alamannen war der Name, der die dazu berechtigten vor den übrigen Sweben ehrte.

Trotzdem haben die Alamannen den ehrenden Namen früh aufgegeben und ihn überhaupt nicht recht bei sich eingebürgert. Der sie heute Kennende könnte an ihre Empfindlichkeit gegen das Blagieren, eigenes und das von Andern, denken, was für frühgeschichtliche Schlüsse aber doch nicht ausreicht. Ursächlicher wird gewesen sein, daß ihr Wissen und Gefühl, Sweben zu sein, älter und nachhaltiger bewurzelt war. Eben da durch, daß sie die älteste und bestberechtigten zum Namen Sweben waren, waren sie die Alamannen. So war dies ein sekundärer Unterscheidungsname, der seine praktische Schuldigkeit nachmals getan hatte und wieder entbehrt werden konnte. Für sie selber am bäldesten. Die junge alamannische Gefangene, das „Scheusälchen", horridulum, welches der alterszärtliche Ausonius sich von der obersten Donau mitnahm, also auch nicht weit von Oberflacht, brachte ihm für seine Verse bei, sie sei eine Sveva. Das war im Jahre 368. Längst ist beachtet worden, daß die Alamannen für Orts- und Siedlungsbenennungen den Ausdruck Alamannen nicht verwendet haben. Hingegen solche Orte, die das Schwab zur Geltung bringen, liegen nicht nur in den Grenzgebieten der Stammessiedlung, sondern auch mitten darin. „Der Schwaben" auf Dufours Karte, südlich vom Rheinfall die von der Stromschlinge umzogene Halbinsel, hieß alt Svabowa. Vielleicht spielt da etwas, in diesem Dual von benediktinisch Rheinau und der bloßen Schwabau. — Der Weiterüberlieferung von Alamannia, die volkstümlich nicht geschah, nahmen sich die Gelehrten und die Kanzleibildung an, beide lateinisch unterrichtet und schreibend. Schriftsteller der karolingischen Zeit bemerken für ihre minderwissenden Leser, Alamannen und Schwaben sei dasselbe. So auch — mit ihm, dem einheimischen Landessohn, ebenfalls nicht überflüssig scheinender Ausdrücklichkeit — Walahfried Strabo, der Abt der Reichenau. „Una gens". So sagt er auch: nos Alamanni vel Svevi. Der gelehrtere Name hat natürlich ihm den Vortritt. Walahfried nun, der die karolingische Reichsdrittelung von 843 soeben erlebt hatte, ergeht sich dann noch darüber, daß die „lateinisch" (romanisch) sprechenden Nachbarn die Bezeichnung

Alamannia rezipiert hatten, während der Sprachgebrauch der „Barbaren" (der in Römerausdrücken nicht so feingesattelten Volksgenossen Walahfrieds) das Land Svevia nenne. Tatsächlich haben außer den westlichen Romanen auch Italiener älterer Zeit den Begriff Alamanni gebraucht und ihn ähnlich erweitert, wie die Franzosen.

Als zur Spätzeit der Kreuzzüge, da sie die mittelalterliche Stillsässigkeit in Bewegung und Handel und Wandel brachten, die Beinamen zum Personenennamen notwendig allgemeiner und auch erblich wurden, also Familiennamen wurden, taugten hierfür wiederum nur Schwab, Schwabe oder Zusammensetzungen damit, wie etwa Lützelschwab. Doch gibt es in der Schweiz den Familiennamen Allemann, sodaß ich, die Abkunft nicht kennend, hier einen Vorbehalt offen lassen muß.

Inzwischen hatten auch die Kanzlisten den ducatus Alamannie (oder zuletzt Alemannie) zu Gunsten des ducatus Svevie entschiedener aufgegeben. Dem Gelehrtesten waren die Staufer das „schwäbische" Geschlecht. Um das schwäbische Meer rings herum lag das Herzogtum und Land Schwaben. — Der oberdeutsche Übergang des lautlichen sw ins schw ist im hohen Mittelalter erfolgt. Daß aus den Sweben lautgesetzliche Schwaben geworden sind, mit a, beweist, daß jene e-Schreibung der alten römischen Berichte und der mittelalterlichen Lateiner, Svebi, Svevi, den Klang eines ä hatte. Andernfalls hätte die phonetische Weiterentwicklung des Vokals nicht diese Richtung nehmen müssen. Dies mündliche ä schreibt auch tatsächlich einmal der bekannte Hermann der Lahme, † 1054, indem er als metrischer Dichter den genügend ohrfälligen Spondeus brauchte. Hic flos virtutis Svaevis ꝛc. — Das Herzogtum Schwaben ging mit den Staufern unter. Die habsburgische Hausmachtpolitik, ihre Mitverfügung über die Reichshoheit unter dem König Rudolf I. und Späteren, führten zur dauernden Eidgenossenschaft in den, wie man damals sagte, „oberen" Gegenden des Stammgebiets. Mit ihr wuchs sich die unformelle Bezeichnung „Schwyzer" größer, wogegen das ehemals so festhaltende Bewußtsein, Schwaben zu sein, nunmehr ins Wegschrumpfen kam. Und zwar vom Volk aus. Wiederum die Gelehrten kannten noch im späteren 15. Jahrhundert Zürich als schwäbisch. Die rechtsrheinische Gründung eines „Schwäbischen Bundes", die Entschlossenheit der Eidgenossen, von diesem Werkzeug der Maximilianischen Hauspolitik sich fern zu halten, verschärften ihr gegensätzliches Gefühl der Schwabenbezeichnung gegenüber. Schon ihre Kämpfe von 1499 wurden der siegreiche „Schwabenkrieg". Nachdem das Gefühl Hie Schwyzer, hie Schwaben! in dieser Weise einmal entstanden war, konnte die unfreundliche Anwendung des letzteren Wortes sich auch auf das deutsche Hinterland erfolgreich verallgemeinern. Heute besteht das Paradoxon, daß ein norddeutscher Spreeathener oder ein Schieber aus Krotoschin sich das Prädikat Schwab aus dem urschwäbischen Munde der Schweizer holen kann, wobei diese durchaus auf keine tiefgefühlte gleiche Volksart damit deuten wollen.

Hierbei ist nun ein stiller Witz der Geschichte, daß die Urart und

Ursprache der Alamannen in den Gegenden der Spree und Havel erwachsen ist, in jenen wasserreichen grünen Niederungen und aus der postglazialen Geologie hinterbliebenen Rand- und Sanddünen, welche von den um Christi Geburt dort beheimateten Germanen durch ihren baldigspäteren Abzug oder durch ihr Ausweichen slawischen Völkerschaften überlassen wurden. Mit den deutschen, gutenteils niederfränkischen Kolonisten, die erst wieder mittelalterlich seit den Askaniern in die rechtselbische Mark kamen, haben die Alamannen selbstverständlich gar nichts mehr zu tun. Dagegen darf es berührt werden, daß beiderseits gegenüber der leichteren, flinkeren Art der fränkischen, rheinischen, mitteldeutschen Bevölkerung die echten Niederdeutschen, welche den Altsachsen entstammen, und die Alamannen augenfällige Gleichheiten im Temperament zeigen und daß solche auch auf archäologischen Gebieten der Lebenskultur mit einer gewissen Parallelität des Nordens und Südens sich aufzeigen lassen, im Gegensatz zur Mitte. Der Kontrast des Westfalen zum Düsseldorfer und Kölner ist ebenso fühlbar, wie der des Elsässers zum Pfälzer und Lothringer oder des Schwarzwälders zum badischen Unterländer. Das soll nur nicht etwa der Übergang hier sein, um von der engeren Urverwandtschaft der Niederdeutschen und Alamannen Kühnliches zu reden. Die Anhaltepunkte scheiden sich da in pro und contra. Sprachgrammatische und lexikalische Ähnlichkeiten sind da nach siebzehn Jahrhunderten geschiedener Entwicklungen nicht zu suchen. Was in vergrabener Tiefe alraunenhaft als Sondergleichungen mundartlicher Denkart, auch Humore, wohl verwurzelt scheint, verrät es längst nicht mehr im äußern Schnitt des Sprachgewandes. Nun habe ich aber im leichtfertigen Anlauf dieser Abhandlung mich der Alamannin von Oberflacht noch verpflichtet! Sie steht als Einzelfund mit ihrem Rotkopf da, oder lag vielmehr, auf Moos gebettet, in dem Totenbaum; es stehen ihr aber auch keine andershaarigen Zeitgenossinnen so leibhaftig gegenüber. Jenen röteren Ton des Blond trifft man verhältnismäßig typisch jetzt noch bei den altsächsisch entstammten Engländern, wie auch friesisch und in der Lombardei; die alten Langobarden wohnten aber nachbarlich elbabwärts von denjenigen Gebieten, wo die Vorväter der Alamannen zu suchen sind. Alle derartigen anthropologischen Beobachtungen — die Schlüsse der Schädelsortierer auch nicht ausgenommen — unterliegen freilich sehr vielen Einwänden; minder die, welche auf Altmythologisches und Volkspsychologisches zurückführen.

* * *

Der Ausdruck „Stämme", innerhalb der Nationen, — Dorer, Jonier, Franken, Bajowaren —, ist seit lange eingelebt und unentbehrlich. Seltener ist die Rechenschaft, was man sich unter dem Worte vorstellt. Das genealogische, sippische Abstammen reichte nur klarer bis zum Clan, zur Phyle. Das höherstufige Verfahren der Geschichte tat die Vereinigung, Zusammengliederung hinzu, die Zusammenkristallisierung mit nachfolgend dann beginnendem Verschmelzen. (Die Ge-

schichte benutzt auch die Unterwerfung, doch müssen erst hierfür die Vorbedingungen geschaffen sein.) Alles wird, bildet sich, Völkerschaften, Stämme, Nationen. Auch Rassen; denn die Menschheit ist alt genug, daß die Zeiträume hierfür reichten, und sie hat auch künftig Zeit dafür. Es ist unsinnig, Nationen vorzuhalten, daß sie nicht reinblütig seien. Was für ein unglaubliches Konglomerat, seit dem frühesten Altertum, sind die Italiener! Und doch haben sie in der Formierung zur gleichartigen Nation weit minder gemischte überflügelt. Formenbildend und dadurch artbildend sind die lebendigen Bedingungen und Kräfte der Geschichte. Dabei sind diese von vielgestaltiger und wechselnder Natur; auch nicht einmal zur selben Zeit zeigen sie allgültige Gesetzlichkeit. Bald führen sie das sehr Ungleiche der Vereinheitlichung ungestört entgegen, bald zersprengen oder spalten sie das fast schon Homogene. Die ältesten Sweben waren ein Produkt der Zusammengliederung, der unfertigen Ausgleichung; dieses zerfiel, und der Fortgang separater Vereinheitlichungen verteilte sich an die Bruchstücke, deren eines die Alamannen sind.

Dann sind noch, als etwas für sich, die Verfertiger der Stammbäume. Die ganze Völkermenschheit kennt diese mündlichen Archivare, die die Heilmittel, die Zaubersprüche, die Gebetformeln und Riten, die Mythen, die erinnernden Sagas, die Epen und was wir jetzt Sagen nennen, die Genealogie der Clane im Kopf hatten, weiterhin die Genealogie der fürstlichen Erbsippen und der Könige. Bei den Einen gelangten diese Inhaber des Wissens zu brahmanischer oder druidischer Maßgeblichkeit, bei den Anderen übten sie ihre Einflüsse als Sänger, Aöden, britische, gälische Barden, germanische Spielmänner, Skope und Skalden.

Überall führt sie das Ordnen ihrer Materien zur erweiterten Praktik genealogischer Systeme, was bei den Germanen noch in erhöhter Wechselwirkung mit deren Neigung zum Erblichmachen stand. Jene durchforsteten die urwaldartigen, urgewachsenen Volksmythen, schieden sie säuberlich in Götter und Riesen und Alben und Zwerge, brachten sie in Stammbäume, pfropften gern auch Fremdes drauf als Neues, benannten nicht selten es, wie der neuere Rosenzüchter tut, aus der eigenen Erfindung. Auf die Art ist Heimdall entstanden, ein erdachter Gott mit spätnorwegischer, isländischer Begrenzung, — so daß auch kein Tall und Tell als Rest des Namens Heimdall im urnischen Mythos (Brunnhofer meinte so) sagenhaft gewesen sein kann. Was die Rechenschaft Homers (Od. I, 351) ausspricht über den Zwang der vortragenden Aöden zur neuen Erfindung, gilt von der gesamten Zunft, auch für die erzählenden Gedächtnisarchivare. Dies führte sie als historische Genealogen zur Vermischung des Gewußten mit dem Mythos und der Phantasie, was überdies, wo Dynastien waren, durch höfische Günste ihnen lohnte. Sie hingen die Königsgeschlechter an göttliche Stammväter an, aber sie machten das Gleiche auch mit den von ihnen geordneten und eingeteilten Völkern. So kamen die Ethnogonien zustande, bald engere, bald universelle, je nachdem der Gesichtskreis

dieser Stammbaumkünstler reichte, alle jedoch vom gleichen Grundschema: mit dem mythischen Urahnen und dessen tunlichst drei Söhnen. Zögernder, als gegenüber Noah oder den antiken Ethnogonien die Wissenschaft getan hat, befreit sie sich bei Germanisten und selbst bei Historikern von jener germanischen Ethnogonie, die im Tacitus zu lesen ist, der selber doch klarer als Plinius sah, daß sie nicht zu brauchen sei. Es wird auch wunderlicherweise von Vielen angenommen, daß diese vielzitierte Ethnogonie die einzige, stabile und dadurch glaubwürdige sei. Indessen die völkerzeugenden Söhne des „Mannus" und Enkel „Twisto's" waren von Anfang und blieben jeweilige und weitermodellierende gaya scienza. So läßt z. B. eine ihrer jüngeren Redaktionen, gemäß dem später erweiterten Umblick, von Irmin die Goten, Wandaler, Gepiden und Sachsen stammen, von „Iscio" die Römer, Briten, Franken und Alamannen. Dann aber würden die Alamannen schon richtiger zum Irmingott gehören, zum Er, der mit Ziu so ziemlich eins ist. Denn dieser war kultisch ihr Stammgott, und eine Wessobrunner Glosse aus der christlichen Missionszeit nennt sie, die Schwaben oder Alamannen, auch sachgemäß die Ziuwaren.

Jedoch die wirkliche frühgermanische Stammesbildung entzieht sich nicht nur der willkürvollen Stammbaumkünstelei, sondern auch unserer forschenden, sachlich-historischen ausreichenden Übersicht. Asinius Quadratus hat an sich nicht völlig Unrecht. Die Haufen „losgespülter" und zusammenfließender Leute gab es andauernd. Wo es in einer Völkerschaft zu eng geworden oder wo durch ständigen Zustrom ganze Gegenden sich verstopften, ziehen Bruchteile davon und ziehen in ebenso verschiedene, für praktikabel gehaltene Windrichtungen, wie auch die neuere Auswanderung tut. Dann verloren sie aber jeweils recht bald ihre alte Mundart, und selbst das viel zäher gewahrte Volksrecht können sie nicht auf alle Dauer festhalten. Germanische Haruden sind in die Jüten aufgegangen; andere sind dem Scharenführer Ariowist zugezogen, und von ihrem Blut könnte am Westschweizer Jura zugemischt geblieben sein; dritte starke harudische Haufen wurden die Hörda-fylker bei Bergen, die heutigen Norweger von Nord- und Sönd-Hordland. Die Angeln wurden in Schleswig zu mittelalterlichen Niederdeutschen, ausgewanderte Angeln verschmolzen, vorgeschichtlich in die Inseldänen, später in die Thüringer, in die Brabanter, gaben England seinen Namen und verschmolzen dort mit den stärkeren Sachsen. Vergleichbares Schicksal hatten auch die nicht mit gegen den Limes vorgerückten norddeutschen Schwaben, eben da sie dort Sweben zu bleiben versuchten und sich nicht frühzeitig neu konföderierten. Im 6. Jahrhundert nach Chr. gelang es der Kleingruppe dieser „Swewen", in dem — überhaupt recht bunt gemengten — Thüringen, in Sitzen südlich der Bode, sich zu behaupten. Im Mittelalter war dies der Gau der Swewen, pagus Svevon. Noch zur Zeit des Sachsenspiegels bezeugt dieser die zähe Volksrecht-Tradition dieser isolierten „Swawen". Sonst fand man sie den Niedersachsen am ähnlichsten; schon auch ein in Metz schreibender Kompilator um 1100 sagte von ihnen: Saxones, qui Nordsquavi vocantur. — Zahl-

loses derartiges Geflecht liegt seit frühester Germanenzeit irregulär mit darin in der Stammesbildung.

Aber deren eigentliche Grundlage war doch die reguläre Entwicklung. Sie beruhte auf der Bundesbildung nachbarlicher Einzelvölkerschaften, solcher wie die Semnen oder Semnonen, Lenzen (Lentienser), Cherusker, Brukterer ꝛc. waren. Auch bei dieser Bundesbildung machte die Geschichte keine Sprünge. (Das tut nur immer die Idee, und insofern, als sie Ziele weit hinaussteckt, hat sie etwas Mitschöpferisches.) Den Völkerschaften, da sie je einzeln in sich den Staat formiert und durchgebildet hatten, stand ihre partikulare Souveränität obenan. Reichliche solche Bünde der Germanen haben die dringlichen Anlässe der Verbündung daher auch nicht überdauert. Zu verhältnismäßiger Langlebigkeit und machtvollem Umfang wuchs sich der in unbekannte Vorzeit zurückreichende Swebenbund aus. Dadurch haben sein Name und dessen Selbstgefühl noch sein Zerbröckeln überdauert. Sein noch posthumes Ansehen machte sich bei römischen Schilderern Germaniens geltend, wie auch innerhalb dieses Volkstums mit tatsächlicher und praktischer Bedeutung.

Die germanischen Bünde gaben sich ihren Halt durch Eidschwüre. In logischer Konsequenz dessen übertrug man den Eidesschutz und den Schirm der Schwurgenossenschaft einer einzelnen bestimmten Gottheit. Bei den als „Sweben" verbündeten Völkerschaften war es diejenige Gottheit, welche schon vorgermanischen, altarischen Ursprungs ist, der leuchtende Himmels- und Tagesgott, urgermanisch Tiwaß, im jüngeren Niederdeutsch Tiu, Tio, alamannisch später lautverschoben Ziu (daher Zistig). Dieser älteste und höchste Gott war auch der Schirmer des Rechts, der Kriegs- und Friedensgott mit dem strahlenden Sonnenschwert, der „göttliche Walter aller Dinge", wie Tacitus von dem Swebengotte sagt. Tacitus, da er keinem neueren Ethnologen an urteilsfähiger Bildung und Erkundung nachsteht, weiß auch und hebt hervor das germanische Wohnen und Weben der Götterwesen unmittelbar in der lebendigen Natur. Indessen, so feinrichtig das wieder zutrifft, bedurften die Germanen doch auch der architektonischen Heiligtümer. Solche sind uns archäologisch samt Einrichtung und Einhegung bekannt; Tacitus selber hat in seinen erzählenden Büchern verschiedene genannt. Das Zentralheiligtum der Sweben befand sich bei den Semnen oder — lateinisiert — Semnonen. Sie waren der historische Kern (vetustissimi) und die angesehenste Völkerschaft im Bunde (nobilissimi; Sveborum caput). Ihr volkreiches Gebiet erstreckte sich, zu Beginn der christlichen Zeitrechnung, zwischen Elbe und Oder weit um die Havel herum. Bei ihnen fanden die amphiktyonalen Versammlungen der Sweben statt, die die weltliche Tagsatzung des Bundes mit seinem Gottesdienst und Opferkult verbanden, nach natürlicher Gegebenheit, — nicht anders als wie das Thing in der völkerschaftlichen einzelnen Staatsgemeinde Religiöses und Weltliches verband und wie wir die verchristlichte Form der religiösen Eröffnung noch in der schweizerischen Landsgemeinde finden.

Alles, was von dem Swebenbund unmittelbar nachblieb oder was alter Zugehörigkeit gedachte, hat aus Wotan nie viel gemacht, daher die Alamannen nicht und die Bajowaren nicht, wenn sie ihn beide auch natürlich kannten. So hat sich auch im deutschen Wochenkalender Wotan nicht halten können, während dies den Engländern (Wednesday) und Skandinaviern (Onsdag) keine Schmerzen machte. Nun ist zwar in den Gegenden niedersächsischer Stammlichkeit und Kolonisation der „Wode" in den Vorstellungen und ländlichen Bräuchen noch heute nicht verschollen. Aber auch da ist er nicht Allwalter und Göttervater, sondern der dunkle Windgott, was er von Rechtswegen und Uralters germanisch war, und so auch der Totengott der ausgehauchten Seelen, der nächtliche Schimmelreiter vor dem heulenden Sturmheer der Geister. Im Hauptgefühl sind, wie die Schwaben, auch die Niedersachsen — Tiuwaren. Noch 1115 nach dem Sieg über den fränkischen deutschen König richteten sie dem alten Schirmgott einen „Tiodute" auf, der in die aufgehende Sonne blickte. Tjodut! Jodut! erscholl der niederdeutsche Notruf, und weiter in unschuldiger Lautverderbnis zu allerletzt Jeduch! Jeduch!, was noch Hermann Löns unmittelbar aus Volksmund wußte und benutzte, ohne den wirklichen Zusammenhang zu ahnen.

Wotan verdankt seine große Karriere dem Ansehen der mächtigen Franken, als deren unvergessener Bundesgott. In England und im nordischen Skandinavien ward dieses erhöhende Ansehen durch keine Empfindlichkeit enteigneter Stammesunabhängigkeit getrübt, wie bei Alamannen, Bajowaren, Sachsen; auch nicht bei den Langobarden zur Zeit, als sie noch Heiden waren. So ward Wotan der oberste Schlager für die Genealogiemacher und für ihr Hochgefühl neuernder Bildung. Die Dynastien der angelsächsischen Kleinkönigreiche stammen alle sieben von „Woden" ab. Aus Britannien, am nächsten durch die Seefahrt, übertrugen sich die Anregungen, die vom Kontinent und nebenbei auch schon aus dem Christentum kamen, in den heidnisch-germanischen Norden. Dort waren die echten und hauptsächlichen Volksgötter Freyr und Thor. Frey(r), dessen Name eigentlich kein besonderer Name, sondern Epitheton ist, nämlich „Herr", war eine der zahlreichen, aus dem Altgott Tiwaß, nordisch Ty(r), abgespalteten Verselbständigungen, — wie der Baldr der Angeln auch, den die Dänen von ihnen übernahmen und nördlich weitergaben, oder wie der dem Tiu gleiche altswebische Er, der außer bei den Sachsen besonders bajowarisch bekannt blieb. — Der überragende Göttervater und Stammbaumvater Odhin in einem großen Teil der sogenannten Edden ist Werk der höfischen Tendenz und Kunstmythologie im Norden. Deren literarische Übertragung nach Deutschland, wo der Hainbund mit „Wodans Gesang" und Eichenzweigen Klopstock grüßte, hat dort die bekannte, aber deutsch gesehen, sehr apokryphe Gesinnungsmythologie entstehen lassen.

Das Alah, nach welchem die Alamannen hießen, war das alte Bundesheiligtum der Sweben im Gebiete der Semnonen. Deswegen waren und sind sie, die Alamannen, die Hauptschwaben; deswegen auch hielten sie, die „Ziuwaren", ausdrücklicher sich an den Hauptnamen

des alten großen Gottes. Die Semnonen werden zuletzt 175 n. Chr. genannt. Seitdem verschwindet der bisher so ansehnliche Name auffallend aus allen Berichten. Doch die Erklärung liegt offen da, nach dem, was wir wissen. Das Kernvolk des Swebenbundes hatte seinen Namen abgegeben an den neuen der Alah-Leute, welcher das gehabte alte Recht auf das Bundesheiligtum herauskehrte und zugleich verwendet ward, um den jüngeren Bundeszusammenhalt, der sich um jenen Semnonenkern gruppierte, zu unterscheiden gegen andere Sweben. Alles, was uns an den nach Südwesten vorrückenden Alamannen erkennbar wird, am eingehendsten durch Ammian, kennzeichnet den regulären, bedächtigen, gegen hastige Durchbildung bedenklichen föderalen Bund: die verbleibenden Namen der Einzelvölkerschaften (u. a. der Lentienser, die jetzt im „Linzgau" wohnen), die ungleich erfolgende, partikulare Fortbildung des völkerschaftlichen Königtums, die viele Unstimmigkeit unter diesen fünfzehn oder mehr Souveränitäten im Bundesverband, ihre Zugänglichkeit für das divide et impera der Römer. Bei alledem trugen diese Alamannen gleichartige Überlieferungen und Veranlagungen genug in sich, um ein „Stamm" mit markantem und ungewöhnlich selbsttreuem Sondergepräge zu werden; zum völligen Unitarismus hat dies auf keinem Gebiete geführt.

Als der Basler Taglöhnersohn und Karlsruher Schulprofessor J. P. Hebel 1803 seine volksdialektischen Gedichte veröffentlichte, „rechtfertigte" er in der Vorrede den dieser Mundart, als allemannisch, beigelegten Namen, über deren Bereich er sich minder sicher äußerte, als man heute jedem Schüler klar macht. Goethes erfreute Anzeige in der Jenaischen Literaturzeitung ließ das Alamannische beiseite, zog es vor, die Leser mundartlich zu orientieren durch „oberrheinisch" und „oberdeutsch". Hebel, die neue Germanistik, und als drittes eine belebtere Herüberwendung der Geschichtschreibung vom Staatlichen auch zum Volklichen haben die Alamannen der Gekanntheit zurückgegeben. — In hervorragender Weise hat schon immer die Schweiz dasjenige bewährt, was unlängst für sein neues Italien Mussolini klarsehend betonte: Gemeinschaftssinn und Geschichtlichkeit führen im Volke immer wieder eines zu dem andern. Da würde es denn auch nicht völlig bedeutungslos sein, durch die Schreibung Alamannen dem Worte seinen echteren und höheren Sinn zurückzugeben. Doch hat mit diesen Übersichten nicht gemeint sein sollen, daß dem Verfasser persönlich ein Mahnen in dieser Hinsicht zustehe.

Uraufführungen schweizerischer Dramen.

Von **Hans Corrodi.**

Jüngst war ich Zeuge des folgenden Gespräches zwischen einem produktiven Künstler, dessen Erfolg durch keine Kritik mehr in Frage gestellt werden kann, und dem Kunstreferenten einer Tageszeitung: